

Telekolleg Hochschule

Was die Universität im 21. Jahrhundert besser machen könnte

Die an den Universitäten anhaltende Diskussion über die Anwesenheitspflicht, die in vielen Bundesländern – zuletzt in Schleswig-Holstein – abgeschafft wurde, bietet die Gelegenheit, universitäre Bildung im 21. Jahrhundert auf den Prüfstand zu stellen. Es fällt schwer, Lehrende an den Universitäten zu finden, die für die Abschaffung der Anwesenheitspflicht Verständnis aufbringen. Stattdessen reichen die Reaktionen von Kopfschütteln über Wehklagen bis zu Schuldzuweisungen. Beklagt wird vor allem und mit einer gewissen Berechtigung die dadurch ausgedrückte Geringschätzung universitärer Lehre. Wäre es indes um die universitäre Lehre besser bestellt, hätte eine Reform der Anwesenheitspflicht aus Mangel an Sinn und Relevanz kaum eine Chance gehabt.

Erst aus dem gegenwärtigen Zustand universitärer Bildung ergibt sich für die Gegner einer verpflichtenden Anwesenheit die Attraktivität der Reform. Aus neoliberaler wie auch aus studentischer Sicht stört die Anwesenheitspflicht als unflexibles, starres Instrument der Kontrolle und Disziplinierung. Während aus neoliberaler Sicht andere, feinere Instrumente der Kontrolle bevorzugt werden, die mit der Modularisierung des Studiums an vielen Stellen schon Einzug gehalten haben, wünschen die Studierenden, die sich in Zeiten von Bachelor und Master mit einer Vielzahl von Plänen, Ordnungen und Vorschriften konfrontiert sehen, schlicht mehr Raum für ein selbstbestimmtes Studium.

Wenn von Seiten der Lehrenden eine mit der Anwesenheit verbundene „Gemeinschaft“ (Rudolf Stichweh) beschworen wird, die mit der Abschaffung der Anwesenheitspflicht in Gefahr gerät, scheint es um diese Gemeinschaft womöglich gar nicht so gut bestellt zu sein. Tatsächlich wird der universitäre Seminaralltag in den Geisteswissenschaften durch mehr oder weniger überforderte Dozentinnen und Dozenten, mehr oder weniger schlechte Referate und mehr oder weniger exklusive Diskussionszirkel bestimmt. Je mehr Studierende bloß ihre Zeit absitzen, desto mehr verkommt das Seminar zu einem universitären Telekolleg; das Privileg live im „Studio“ dabei sein zu dürfen wird zur bloßen Last.

Universitäre Bildung im 21. Jahrhundert kann sich nicht weiter an althergebrachte „Fernsehformate“ klammern, in denen eine stumme Mehrheit einer aufrichtig bemühten Minderheit ihre pflichtgemäße Aufmerksamkeit schenkt. Neue Formate fallen zwar nicht vom Himmel, sie sind aber auch nicht so fern, wie es

für viele den Anschein haben mag. Um aus dem Seminar einen sozialen Raum zu machen, in dem Wissen kooperativ und interaktiv generiert wird, braucht es eben jene Kooperation und Interaktion von Lehrenden und Studierenden. Wer wenn nicht die aktuelle Generation der Studierenden weiß den Wert von Kooperativität und Interaktivität zu würdigen und weiß zugleich um die damit verbundenen organisatorischen Herausforderungen? Das Pochen auf Anwesenheit mutet da wie der Wunsch eines letzten Treffens an, bevor ein Paar wieder getrennte Wege geht. Stattdessen ließe sich ein Umdenken und ein echter Umschwung mit folgenden Regeln verbinden:

1. Heraus aus dem Trott! Nur wenn Neues zugelassen und ausprobiert wird, auch um den Preis, dass etwas nicht funktioniert oder aus dem Ruder läuft –, kann etwas Neues entstehen. Der Mut, sich von dem zu trennen, was als üblich, bewährt und erprobt gilt, ist die Voraussetzung dafür, etwas zu finden, das eine neue, gemeinsame Grundlage universitärer Bildung sein kann.
2. Keine Angst vor neuen Medien! So selbstverständlich wie mittlerweile auf der kostenlosen Lernplattform „moodle“ Texte hochgeladen und verteilt werden, so selbstverständlich sollten weitere Lehr- und Lernformen im Internet wie Wikis, Blogs oder e-Portfolios für eine mögliche Verwendung im Fokus der Lehrenden stehen. Tatsächlich sind Kooperation und Interaktion nicht zwingend mit Anwesenheit verbunden. Der Umgang mit sozialen Medien oder Kommunikationsformen wie E-Mail hat gezeigt: Bloße Anwesenheit ist noch kein Garant für eine gute Kommunikation, aber tragfähige soziale Beziehungen, selbst wenn Sie über das Internet geknüpft und gepflegt werden, erhöhen den Wert gemeinsam verbrachter Zeit im selben Raum.
3. Keine Referate! Natürlich gibt es gute, inspirierende Referate an der Universität, aber schon längst wurde von weiten Teilen der Lehrenden erkannt, dass das Übermaß an Referaten in eine bedenkliche Sackgasse geführt hat. Die Konzentration auf ein Referat wertet die Zeit jenseits des eigenen Referats auch mit Blick auf die hohe Arbeitslast der Studierenden ab. Letztlich befördern Referate in allzu vielen Fällen monologische Gesprächsformen zuungunsten eines kooperativen Miteinanders.
4. Die Machtfrage ist neu zu stellen! Die Siebziger Jahre mit der Infragestellung professoraler Macht, der konfrontativen Diskussionskultur, den autonomen Seminaren und den selbstorganisierten Lesegruppen sind zwar vergangen, was zumindest aber davon gelernt worden sein sollte: In vielen

Fällen ist von entscheidender Bedeutung, wer das Sagen hat. Erst die Bereitschaft der Lehrenden, Macht abzugeben, und im Gegenzug die Bereitschaft der Studierenden, Verantwortung zu übernehmen, bewahren davor, dass Kooperation zu einem bloßen Lippenbekenntnis wird.

5. Evaluation ist eine große Chance! In Zeiten umfassender Modularisierung, grassierender Exzellenzsucht und florierender Akkreditierungsindustrie verstehen die meisten Lehrenden Evaluation lediglich als ein weiteres neoliberales Steuerungsinstrument und reagieren darauf so allergisch wie Studierende auf die Anwesenheitspflicht. Dabei wäre die Evaluation ein zentraler Bereich um die Kooperationsbereitschaft der Lehrenden wie der Studierenden unter Beweis zu stellen und zugleich produktive und pragmatische Lösungen für die Lehre im 21. Jahrhundert zu finden.
6. Weiterbildung ist die Bildung der Zukunft! Hochschuldidaktik ist keine lästige Pflicht oder bloße Spielerei, sondern eine Herausforderung, der sich zuvorderst die Lehrenden stellen müssen, auch wenn sie im Laufe ihrer wissenschaftlichen Karriere darauf kaum vorbereitet wurden.

Die Universität des 21. Jahrhunderts muss keinen modischen Optimierungsversprechen hinterherhecheln, aber sie hat gewiss Besseres zu tun, als eine bloße Pflicht wie die Pflicht zur Anwesenheit zu einem Kernelement universitären Lebens zu überhöhen und dabei notwendige Veränderungen im Bereich universitärer Bildung zu verschlafen. Bei der Kritik an der Abschaffung der Anwesenheitspflicht wird nicht zuletzt der unbestreitbare Vorteil übersehen, dass niemand mehr im Seminar bleiben muss, der nicht mitarbeiten und mitgestalten möchte. Wer nicht kooperieren und interagieren möchte, ist nicht mehr dazu verpflichtet, seine Zeit abzusetzen, sondern kann schlicht zuhause bleiben. Alle anderen können an der Zukunft des universitären Seminars als einem sozialen Raum, in dem Wissen nicht gesät (seminarium – lat. Baumschule), sondern Bildung gemeinsam gestaltet wird, mitarbeiten.

Malte Kleinwort